

Ein Karikaturen-Kurs

Autor(en): **E.A.S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **7 (1903)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572284>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

furt id Welt ussi, je witer, desto besser. D'Mueter hei jez jo woll z'lebid, bis er wieder ume chöm . . . und so witeers.

Jez aber hät's Trilli 's Herz i beidi Händ gno und hät selber wele dr Haue en Stiel mache. Es ischt zom Hans und fir Mueter is Hus und hät de Hans überredt, er soll zo sin Batter i ire Hus cho und soll binim gbring und wie's de Bruch sei, um d' Töchter ahalte. Und dro werd's sich zage, wa dro z'letscht z'mache sei.

De Hans hät sich endlich und endlich überrede lo und ischt gange. Er hät mitem Vater Drel, wonen fründlich usgno hät, wegem Trilli grebt und in alle Ehre gfroget, obme im's zor Frau gäb.

Dro hät de Batter Drel gfat: „Hans, du wärischtmer fuß scho recht und guet gnueg i allem. Wenn du mir die Zulag, wonich im Zirilli ge ha, vonim umme bringst und do, uf de Tisch here fußg Guldi lege chast, age Gält, wo di g'hört, so muescht du s'Trilli ha!“

Mit dem Vschad hät de Hans müese go.

* * *

Am Samstag Nomittag vorem Palmesuntig isches gsi. De Hans hät am Wendig druf, früe vor Tag, wele ge Schafhuse zom Werbhauptme, um sich als Soldat averbe z'lo; denn biem hät's jez ghaake: Furt, no furt! um jede Bris! Frilli, si Liebsti, 's Trilli, ischt ganz chrank und elendig gsi, da 's au de Batter verbarmet hät — wo's ebe gese hät, das alls us gsi ischt und da 's Schaabe bivor stönd. Da hät's aber im Hans no säge lo, das es de Zirilli nie und nimmer nem zom Ma. Wenn's de Hans nid chün si, so blibi es ledig.

Also am Samstag Nomittag wär's gsi. De Hans hät no für si Mutter söle en uralti großi, dicki Nach umto i der Matte hinter Mure, nooch a dem Fueßwäg, wome ge Hallau got. D'Mueter hät dä scho grad Ahestantme, mit der schöne Gable gegem Dolte ni, scho im Lehemüller unne am Dorf zomene neue Trottbomn verchauft gha. Da guet Hans hät de riesemäßig Bomn scho tüf ungrabe gha und die gröschte Wurze stoke mit der A abghaue und ischt ebe ifrig am Schaffe gsi, wil zor Besperzit noch zwee Ma us der Müli hand müese helfe, dä gfund, secht Achtam gar z' bodige.

Wie de Hans jez so i dem tüse Graben unne gstanden ischt und so ggrabe und dro wieder ghaue hät mit der A und derbi a si Schickal denkt, so ischim elendig z' Muet gsi, und er hät gmant, es wellim 's Herz abstoße vor Weemuet und Gram.

Er hät frilli d' Zeh zemebisse und druckt und gschluckt und druf los ghaue, da d' Spöb uf all Site gfluge sind. Aber 's Auge wasser ischtim glich d' Baggen abgrent, und er hät nit gsehe, woner aigschlage hät, ebe willim d' Auge überlosse sind. Dro häter müese still hebe und uffsnufe und hät mitem Gmel d' Auge gwüsch und umme glueget, ob's nemer gsehe hei, danim d' Auge naß worde seitid. Und woner so vo ugfar wieder uf de Bode lueget, wa erblickter znöchster vor de Fieze? En schöne, roserote Ring, und woner gnäuer glueget und mit em Messer noigrüblet hät, so chunt de Hals und dro de Buch und z'letscht de Fueß vomene schöne roserote ganze Häfel oder Chrüegli as Taglicht, wo ufrecht im Grund inne gstäcket ischt und um's Hoor vonem verhacket und verschlage worde wär. Und woner so dei gekneuet ischt und da fürnem Gschierli recht aqlueget hät, so häter bimert, das da e wunderchö, frend-artig Gfäß gsi ischt, wieme fuß im Land kani gsehe hät. Woner's ide Hände umedrät und ganz vom Erdgrund gfübert gha hät, ischter ganz verwunderet gsi; denn er hät gsehe, daß uf dem Ding allerhand zierlich Figürli abbildet gsi sind, grad wie läbig, zom Gempel Hafe und Hirsch und Hund und sus allerhand Verzierunge, so suber und nett und zart, wie Chrälli, wo die chline Chind amene Fabe un d' Händli umme hand. Uf da hätter dä Lettgrund, wo inwendig i dem rote Chrüegli inne gsi ischt, mit sim Messer au usse ggrüblet und uf amol, was chunt derhär? — Us dem merkwürdige Gschierli fellt e Gältstückli und grad druf wieder as und dro e par und zletscht e ganz Hemptfitt, und fast luter Stückli mit hohe Bildere und Chöpfe, woner gar nit kennt hät. Zwa Stückli sind hunders scho und suber gsi, gar nid volle Gröspoh, wie die meischte andere und sind gligig gäl und schwär gsi wie Goldguldi oder alti Goldpfenning. Nebme zwölf Stückli sind wiis und gligig worde, wie guet alt Silber, woner's zwüschid de Fingere abgribe hät. De Gröspoh hät bi bene au nid so aghabe, bloß bi bene, wome guet gsehe hät, daß 's Schupfer oder Erz gsi ischt.

I der häle Verwundering hät de Hans die Gältstückli wieder suber zemegelese und i da rot Chrüegli i versorget. Und selb häter i sim Schobbe in Sack to und ischt wieder a d' Arbet und hät ela und mit der zuegeschickte Hülfsmannschaft gwerchet und gmozet, bis de groß Achhom um und uschediget ufem Mattebode glegen ischt. Und dro ischter z'Obed volle Gibanke im Dorf und im elsterliche Hüski zueggange.

(Schluß folgt).



DIE SCHWEIZ
13897.

Drôleries zu Montbrison. Gez. von E. A. Stüchelberg.

Ein Karikaturen-Kurs.

Mit neun Abbildungen.

Im Herbst vergangenen Jahres haben fünfunddreißig ehemalige und derzeitige Schüler des Herrn Dr. E. A. Stüchelberg, des Dozenten der Stillehre und der Kunstgeschichte an der Kunstgewerbeschule Zürich, an diesen das Ansuchen gestellt, er möchte einen Lehrkurs der Karikatur einrichten. Mit Bewilligung der Schulbehörden fand der Kursus an sechs aufeinanderfolgenden Donnerstag-Abenden statt. In der ersten Stunde entwarf Herr Dr. Stüchelberg ein Bild der Geschichte der Karikatur, ihres Wesens, Zwecks, ihrer Vertreter, Denkmäler u. s. w. unter Vorweisung reichen Bildmaterials; in der zweiten und dritten Stunde wurde nach lebendem, zunächst ruhigem, dann bewegtem Modell gezeichnet. Als Typen wurden zunächst zwei Gesellen in liederlicher, dann ein Herr in elegantem Aufzug gewählt. In der vierten Stunde galt es, alte und neue Denkmäler der Kunst komisch zu interpretieren, zu karikieren, in der fünften wurden an die Schüler mannigfaltige Literaturauschnitte verteilt, nach deren Text Karikaturen komponiert werden mußten. Die letzte Stunde war lediglich technischen Kunstgriffen gewidmet, indem die japanische Hell- und Dunkel-Manier, die nur in Flächen, ohne Konturen und Linien die Wirkungen hervorbringt, geübt wurde, während in

den vorangegangenen Stunden jeder nach seiner Zeichnungsmethode arbeiten durfte.

Unsere Leser werden einige Auszüge und Mitteilungen aus den Ausführungen des Herrn Vortragenden, sowie die Wiedergabe einzelner zeichnerischer Resultate des Kurfes interessieren; wir fügen bei, daß eine sehr große Zahl wirklich wohlgelungener, teilweise frappant komischer Bilder erzielt wurde.

Die Red.

* * *

Das Wort „Karikatur“ kommt vom italienischen caricare = französisch charger, deutsch übertreiben, verzerren. Das, was man in der bildenden Kunst Karikatur nennt, bezeichnet man in der Literatur als Parodie; auch Musik, Rhetorik, Theater können karikiert oder parodiert werden. Die Karikatur ist eine Nachäffung, eine verzerrende Wiedergabe irgend einer Erscheinung.

Sie findet sich in der Natur im Reflex des bewegten Wassers, im Bilde des Hohlspiegels, der Einzelheiten des reflektierten Originals verkleinert, andere vergrößert und durch diese Disproportionen verzerrend wirkt.

Nächst der natürlichen oder mechanischen Karikatur ist die unwillkürliche Verzerrung zu erwähnen. Sie beruht auf Unermüden und ist das Erzeugnis künstlerischer Versuche bei Kindern, bei Wilden, bei Völkern, die auf primitiver Kulturstufe stehen. Bekannt ist die Wirkung der Zeichnungen „aus dem Hefte des kleinen Moriz“, bekannt sind die lächerlich ungeschickten und rohen Figürchen altertümlicher Kunst der Sarden, gewisser Germanenstämme, die Werke heutiger Bauernkunst, Handarbeiten der Neger, Insulaner u. s. w.

Die bewußte, gewollte Karikatur tritt zuerst bei den Ägyptern auf; verstanden, aber wenig geübt ist sie auch bei den Griechen seit ältester — mykenischer — Zeit. In der klassischen Epoche äußert sie sich beispielsweise in der Bildung der tragischen und der komischen Maske des Theaters, deren Züge Ernst und Fröhlichkeit in übertriebener, verzerrter Wiedergabe zeigen. Auch bei den Römern waren solche Masken in Gebrauch, außerdem haben wir Beispiele plastischer und graphischer Karikaturen, erinnert sei nur an den bronzenen Caligula von Avignon und an den Gekreuzigten mit Gelskopf vom Palatin (im Museo Kircheriano zu Rom).

Im Mittelalter finden wir die Karikatur häufig in monumentalere Wiedergabe; sie äußert sich in den phantastischen sog. Dröleries (s. Abb.) der romanischen und der gotischen Kunst. Das sind derbe, oft sehr unanständige Darstellungen, die an Gesimfen, Kapitellen, Konsolen, Wasserspeiern, Kirchenstühlen (die sog. Misericordien!) in Wand- und Buchmalereien*) auftreten. Das Thema bilden meist unreine Tiere als Symbole der Laster und der Dämonen, oft auch die klassischen Vertreter der Tierfabel. Im spätern Mittelalter treten bestimmte Personen in verzerrter Bildung auf, so vornehmlich die Juden, der Verräter Judas, die Schergen bei der Passion Christi und den Martyrien der Glaubenszeugen, der böse Schächer. Das geistliche Schauspiel und die davon beeinflusste Kunst legt auch gelegentlich dem Nährvater Christi lächerliche, allzu menschliche Züge bei. Besonders breit macht sich die Karikatur bei der im Spätmittelalter so beliebten Darstellung der Hölle, deren greulicher Fürst und seine Diener mit allen entleglichen Einzelheiten, die man nur erfinden kann, ausgestattet werden. Das Thema der Hölle, der Teufel, des Spuks bleibt auch während der folgenden Jahrhunderte ein Lieblingstummelfeld der Karikaturisten. Gelegentliche Anläufe zur Verzerrung findet

*) z. B. der Engelberger Schule.



Sonntagsmorgen. Vater zum Sohn: „Da häst zwäng Rabbe, mach di lustig, aber kneip di nüd voll!“ (Von Ernst Kliegg).



Richter: Welchen Berufes sind Sie? — Einbrecher: Kontrollieur von diebsichern Kassenschränken. (Von Ernst Kliegg).

man auch in den seit dem vierzehnten Jahrhundert häufig gewordenen Totentänzen.

Die romanische Epoche karikiert die Laster gern durch Symbole, vorzugsweise symbolische Tiere, durch die sie Gefräßigkeit, Heuchelei, Diebstahl, Geschwätzigkeit, Lüsterheit, Brunnfucht, Geiz und andere Eigenschaften wiedergibt. Die gotische Stilperiode verleiht häufig durch menschliche Figuren, durch Darstellung ganzer Szenen ihren satirischen Gefühlen Ausdruck. Ein Lieblingsthema ist da z. B. die Besitzfrage der Herrschaft des Weibes; durch das Bild der Campaspe, die auf dem als Reittier dargestellten Aristoteles sitzt, wie durch das Gegenbild des Virgil, der in einem Korb zwischen Himmel und Erde hängt, geht sie zur Situationskomik über.

Mit dem sechzehnten Jahrhundert tritt die religiöse, besser gesagt konfessionelle Karikatur in den Vordergrund: der Papst, wie die Häupter der Abfallsbewegung werden in böserartiger Weise verzerrt und mit allen Attributen des Schlechten ausgestattet.

Seit derselben Zeit tritt auch die politische Karikatur auf die Bühne. Bekannte Holzschnitte, auf denen die Großmächte in Gestalt von Tieren, oft von ihren heraldischen Emblemen, dargestellt sind, werden in Menge verbreitet. Wir sehen da u. a. die Schweiz als Kuh dargestellt, die durch den „Pensioner“ in Tiergestalt zur Wut gereizt wird. Bis auf den heutigen Tag spielt die politische Karikatur eine wichtige Rolle und wird sich so lange erhalten, als die Zeitungen politische Angelegenheiten erörtern.

Neuern Datums ist die soziale Karikatur, die Eigenschaften und Verhältnisse gewisser Stände und Berufe zum Vorwurf nimmt. Sie hat ihren Höhepunkt erreicht in der prägnanten Schaffung eines Typus des Offiziers, des Korpsstudenten, des Arbeiters und der großstädtischen Dirne.

Wie und wo äußert sich die Karikatur? wird der Leser fragen. Die Antwort auf diese Frage hängt mit dem Charakter des betreffenden Erzeugnisses eng zusammen. Dieses ist in der Regel gleich der Zeitung, der Zeitschrift, der Schnitzelbank von ephemeren Wesen, d. h. es ist nur für den Augenblick geschaffen. Ist die dargestellte Erscheinung (Person, Situation, Ereignis) nicht mehr aktuell, so schwindet das Interesse für sie und zugleich für ihre Karikatur. Unser Kunstzweig äußert sich daher nur selten in der monumentalen Kunst, die bleibenden Charakter hat. Das Material ist also in der Regel kein monumentales; die Ausführung keine sorgfältige. Da man wenig Zeit darauf verwendet, sucht man die Kunstgattungen,

die wenig Zeitaufwand verlangen, in den Dienst der Karikatur zu stellen; billige Reproduktionsverfahren verhelfen ihr zur Massenverbreitung. Es werden also Karikaturen selten plastisch ausgeführt werden, und dann meist nur in billigem Material, wie Ton, Gips oder Stucco. Wo die Plastik sich in Reliefwerken äußert, geschieht es durch Medaillen aus wertlosem Material. Die gewöhnliche Herstellungsart der Karikatur liegt aber auf dem graphischen, nicht dem plastischen Gebiet. Auch hier werden die langwierigern Verfahren, wie Del- oder Freskomalerei, selten angewendet, die Zeichnung herrscht vor. Diese wiederum wird in wohlfeilen Reproduktionsverfahren, vornehmlich dem Holzschnitt, der Litho- und Zinkographie vervielfältigt. So wird die Karikatur unter das Volk gebracht.

Sehen wir uns nun nach den Meistern in diesem Fache um, so treffen wir eine Anzahl großer Künstler, die in gewissen Momenten sich als Karikaturisten äußerten. Namen wie Leonardo da Vinci, Michelangelo, Tizian, Dürer, Holbein, Ribera, Chodowiecki, W. Kraulbach und Böcklin sind in dieser Schar. Nicht nur gelegentlich, sondern berufsmäßig haben sich manche Künstler der Karikatur gewidmet; dahin gehören jene Niederländer, die sich mit eigentlicher Wonne über die Schwächen des niedern Volks in ihrer Heimat lustig machen, wir meinen Peter Brueghel und seine Nachfolger. Alle Länder haben ihre Karikaturisten besessen: Frankreich glänzt mit Callot, Bernet, Flahay, Gaudissart, Gavarni, Daumier, Decamps, Grandville, Carandache und vorzüglich mit Léandre. England kann auf Hogarth, Rowlandson, Bry, Gilleray und andere weisen, Spanien nennt einen Goya den Seinen. Deutschland zählt einen Schadow, Volk, Busch, Oberländer, Reznicek, Thöny und als Größten Th. Th. Heine als epochemachende Vertreter der Karikaturenkunst. Der Schweizer kennt und schätzt seinen Martin Disteli (Solothurn), Hieronymus Heß (Basel) und Rud. Töpffer (Genf).

Niedergelegt sind die besten Erzeugnisse dieser Meister hauptsächlich in den bekannten periodisch erscheinenden Witzblättern, während die frühern Jahrhunderte nur Flugblätter als Gelegenheitspublikationen hervorbrachten. Lange Jahrzehnte nahmen die „Fliegenden Blätter“ als in der Familie gehaltenes Organ eine herrschende Rolle ein. Heute sind sie durch die derbere Kost eines „Simplicissimus“ und eines „Journal pour tous“ in den Schatten gestellt.

Was gehört nun zu einem tüchtigen Karikaturenzeichner? Drei Eigenschaften sind vornehmlich nötig: entwickelte Beobachtungs- und Auffassungsfähigkeit, technisches Können und Witz. Der Karikaturist muß sofort das Kennzeichnende herausfinden, muß es wiedergeben und lächerlich machen können. Sein Erzeugnis muß deutlich und klar, ohne beige-schriebenen

Text erkennbar sein, das Bild soll drollig wirken, die Lachmuskeln des Beschauers kitzeln. Dabei kann der Zeichner wie der Redner sich aller Abstufungen der Karikatur bedienen; er kann harmlos ergötzen, derb belustigen, böse, giftig, ja gemein sein, wie der Schriftsteller etwas objektiv beschreiben, loben, verhimmeln, oder aber entstellen, heruntermachen, der Lächerlichkeit preisgeben kann. Dazu braucht der Zeichner die genaue Kenntnis der normalen Erscheinungsformen; erst mit diesem Wissen ausgerüstet, erkennt er die Abweichung, das Abnorme, das er karikieren will. Also alle wunden Punkte und Schwächen des



DIE SCHWEIZ 13892.

G. Schlatter fec.

Objekts müssen studiert und dann übertrieben und in lächerlicher Form interpretiert, also bloßgestellt, kritisiert werden. Jedes Abweichen von äußerem Ebenmaß der Proportion muß verschärft werden, also z. B. besondere Größe des Körpers, des Kopfes, der Nase, des Mundes, der Ohren, des Schnurbartes, der Hand, des Fußes. Besondere Länge der Extremitäten oder der Nase, besondere Dicke des Leibes oder eines Körperteiles, Besonderheiten wie krumme Beine, Buckel, Haarmangel, Augengläser, dunkle Nase sind äußerst dankbare Qualitäten einer Erscheinung, die dem Zeichner stets willkommene Anhaltspunkte bieten. Aber nicht nur der Körper des Individuums will karikiert sein, sondern auch seine Gewohnheiten, seine charakteristischen Gebräuche beim Gehen, Reden, Besen, Essen, Trinken u. s. w. Seine Tracht will studiert sein; der Karikaturist muß herausfinden, ob sie zu weit oder zu eng, zu elegant oder zu armlich, zu alt- oder zu neumodisch sei.

Das Studium, das zum Karikieren nötig ist, schärft die Beobachtungsgabe, den Verstand, das Wissen des Künstlers, und deshalb allein schon hat die Karikatur in seinem Leben ihre Existenzberechtigung. Je nach seinen Geistesgaben wird der Künstler mehr oder minder für diesen Zweig aufgeschlossen und empfänglich sein. Hat er Talent, so kann er Großes leisten; er kann tausend Ausdrucksmittel in den



DIE SCHWEIZ 13894

M. P. fec.



DIE SCHWEIZ 13893.

G. Schlatter fec.

Dienst der Karikatur ziehen. Wir erwähnen neben der Uebertreibung und Verzerrung von Form und Farbe, die Häufung (z. B. zu viel Diener bei der Darstellung des Prozen, zu viel Flaschen bei der des Trinkers), die Dramatisierung (Uebersetzung seelischer Vorgänge in sichtbare Erscheinungsform), die Symbolisierung (z. B. durch charakteristische Tiere von bekannten Qualitäten), der Künstler arbeitet durch Travestie, Anachronismus, Verwechslung, Verwandlung, Kontrast, Nebeneinanderstellung, Erfindung, eventuell Lüge. Der gute Geschmack wird den wahren Karikaturisten stets in der Wahl wie in der Behandlung des

Objekts leiten; unmotivierte Nudität ist z. B. ebenso wiglos, wie das Abzeichnen einer Porträtphotographie und die Beifügung eines kleinen Körpers geistlos ist. Der geschickte Karikaturist will unterhalten, will viele belustigen, zum Lachen reizen, einzelne Betroffene vielleicht ärgern. Die Neuzeit, die in ihrer Manie zu Erziehen überall das pädagogische Moment hervorhebt, unterschiebt dem Karikaturisten auch den Zweck zu erziehen. Er tut dies allerdings, aber nicht gegenüber den andern, sondern durch das Studium und die Arbeit an sich selbst.

E. A. St.

Das letzte Zeichen.

Erzählung von Emma Hodler, Bern.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Neu-York, im Juni 18...

„Bravo, Oswald, alter Junge! Wir erwarten dich also. Aber vor allen Dingen komm freien Herzens, damit nicht deine bessere Hälfte in Europa zurückbleibt und dein alter Oheim nur einen halben Rechtsvertreter an dir hat. — Deine Photographie, die du uns zu Neu-Jahr geschickt, hat uns sehr gefallen; du erhältst aber unsere nicht dafür, denn du wirst uns ja bald im Original bewundern können. Wir sind zwar leider nicht so schön wie du — stop — hier droht mir Molly, die heute mein Sekretär ist, mit dem Finger. Sie denkt offenbar, ich alter Knabe könne es punkto Schönheit schon mit dir aufnehmen — sie aber hat eine Stumpfnase, Sommerprossen und rote Haare, was die hiesige Jungmannschaft durchaus nicht verhindert, in pleno bis über sämtliche Ohren in sie verliebt zu sein 2c. 2c.“

Das ist alles, was du zu wissen nötig hast, bis ich dir mündlich berichten kann. Komm also, lieber Brudersohn, komme bald in die Arme deines Oheims
John H.“

„B. S. Ich weiß nicht, soll ich Ihrem Onkel zürnen oder danken, daß er eine Vogel scheuche aus mir macht. Ich will das letztere tun. Sie sind jetzt vorbereitet und erschrecken dann nicht so sehr, wenn Sie mich sehen. Er hat in allen Dingen recht, nur nicht in der Schlussbemerkung — denn nicht nur die Jungen — nein auch die Alten — ja, ja die Alten... Sie verstehen mich schon. Molly.“

Der junge Mann faltete den Brief gedankenvoll zusammen und erhob die Augen. Da begegnete er einem zweiten Augenpaar, das fest und freimüthig auf ihn gerichtet war.

„Haben Sie gute Nachrichten?“ fragte die Besitzerin dieses schönen, offenen Blicks.

„Wie man's nehmen will, Fräulein Julie. Lesen Sie selbst!“ Er näherte sich der Gartenbank, wo das junge Mädchen saß, und reichte den Brief hin. „Auch Sie müssen ihn lesen,“ sagte er zu mir, die ich ebenfalls dort war. „Es ist nämlich ein lustiges Altenstück.“

Als Julie jetzt den Brief aus seiner Hand empfing und las, rötete sich ihr feines, blaßes Antlitz, und durch die ausdrucksvollen Augen ging ein Wetterleuchten.

„Und daraufhin wollen Sie wirklich gehen?“ fragte sie.

„Ich muß, Fräulein, ich bin es meinem Oheim schuldig. Er hat kürzlich eine reiche Erbschaft gemacht, die jetzt von zwei raffinierten Kerls von Bettern angefochten wird. Nun meint der Onkel, ich sei der geeignetste Mann, um seine Sache zu vertreten. Und er hat ein Recht auf meine Hilfe; denn auf seine Kosten habe ich Jus studiert.“

„Wer ist denn diese Molly, die er so eigenartig schildert? Ist es seine Tochter?“

„Nein, mein Onkel ist — wie er selbst sagt — ein alter Knabe. Es ist sein Mündel, eine Waise, die er zu sich genommen hat.“

„Und diese sollen Sie heiraten.“

Der junge Mann lachte. „Sie sagen das so unheimlich fest und bestimmt, wie Cassandra, als sie Trojas Untergang prophezeite.“

Jetzt wurde das Wetterleuchten in Julies Augen heftiger, und die ersten Anzeichen des Regens erschienen in zwei großen, schweren Tropfen, die an den langen Wimpern zitterten. — Es war ein schöner Anblick. — Sie entzog ihm diesen aber

und eilte hinweg. — Mit zwei Schritten erreichte er sie und faßte ihre Hand.

„Ich werde Molly nicht heiraten,“ sagte er mit bewegter Stimme; „ich bin ja nicht mehr frei, Julie, wissen Sie es denn nicht?“

Sofort drang die Sonne mit leuchtendem Blick durch die Wolken. Aber Julies Mädchenstolz erlaubte ihr nicht, ihm den Sieg so leicht zu machen. Sie fragte deshalb möglicht kalt und unbefangen: „Also sind Sie schon verlobt, Herr Oswald?“

„Noch nicht — ich bin's aber, sobald eine Gewisse — die ich meine — einverstanden ist.“

Hier fand ich für gut, das junge Paar allein zu lassen. Vor Schlafengehen kam Julie auf mein Zimmer. Es war im Hotel Reichenbach in Meiringen, wo wir einen Ferienaufenthalt machten und wo wir Herrn Oswald H. aus Bern kennen gelernt hatten.

„Wer hätte sich träumen lassen, daß er mich meint, daß ich die Gewisse bin,“ sagte sie zitternd vor seliger Erregung. „Keine Seele,“ erwiderte ich, „wenn nicht eure Augen gewesen wären, die bei jeder Begegnung so glückberauscht aufleuchteten.“

„Um's Himmels willen, ich habe mich doch nicht selbst verraten! Glaubst du, er habe es mir angesehen?“

„Glaubst du es vielleicht nicht?“

„Ich habe mich doch so streng beherrscht.“

„Du kannst dich ja nicht verstellen, das ist das Schöne an dir, und darum muß man dir gut sein. Quäle dich also nicht und sag' mir, wann die Hochzeit sein soll!“

„Im Herbst, wenn dieses Laub fällt, bin ich wieder bei dir, hat er gesagt. — Ich bin überzeugt, daß der Prozeß nur ein Vorwand ist, um ihn nach Neu-York zu locken. Ich habe es ihm gesagt. Er soll diese Molly heiraten, ich fühl's, ich ahne es. Es steht wie mit flammenden Buchstaben im Brief, obichon er es nicht sieht und auch nicht glauben will. Mir zu Liebe wird er den Prozeß aber doch so rasch wie möglich abwickeln oder einem amerikanischen Rechtsanwalt übertragen. — Und jetzt Schluß hier oben in der Sommerfrische! — Jetzt geht's heim zur Mama. Was wird die für Augen machen! O Mütterchen, wie wirst du dich freuen! Ich werde mich nie von ihr trennen; denn sie errügte es nicht. Oswald ist ganz damit einverstanden. — Er ist halt ein Schak!“

* * *

Acht bis neun Wochen später erhielt Julie folgenden Brief von ihrem Bräutigam (es war der zweite, den ersten hatte sie mir nicht gezeigt; das selige Ueberströmen der jungen bräutlichen Liebe eignete sich nicht für fremde Augen):

„Geliebte!“

War es Ahnung oder Scharfblick, du hattest vollkommen recht. Der Erbschaftshandel war lächerlich einfach. Die Kläger konnten ihre Ansprüche nicht begründen und wurden vom Richter abgewiesen. Der Onkel wollte mich allerdings mit Molly zusammenspannen, damit ihr Vermögen in der Familie bliebe. Das sind seine eigenen Worte, und darum mußte ich über's Weltmeer schwimmen. Und das hast du beim ersten Blick durchschaut! — Merkwürdig, großartig ist deine Divinationsgabe!

Er war gar nicht böse darüber, daß durch unsere Verlobung sein Plan in die Brüche ging; er meinte nur, er werde jetzt Molly selbst heiraten müssen. Ob es ihm ernst ist, weiß ich